

Deshalb wurde sie vorzeitig eingeschult und erhielt das Amt der Jüngsten auf Lebenszeit. In der dritten Klasse war ein Junge der Auffassung gewesen, ein Kleinkind wie Ada könne keine Schulhofbande führen, und erlitt daraufhin eine leichte Nierenquetschung wegen eines Stiefeltritts. Ada hatte sich auf ihren quadratischen Ledertornister gestellt, um ihn im Rücken zu erwischen. Während der folgenden Wochen verbrachte sie die Vormittage in einem verglasten Nebenraum des Klassenzimmers, wo sie die Aufgaben der jeweiligen Schulstunde in Minutenschnelle löste und danach blassbunte Tiefseefische malte, im schwarzen Wasser, viele tausend Meter unter dem Meer.

Ernst-Bloch bewirtete so viele Sitzengebliebene mit Unterricht und einer letzten Chance, dass Ada für ein Gespräch mit Gleichaltrigen die Flure der unteren Mittelstufe hätte besuchen müssen. Da ihr schon die Schüler der höchsten Klassen infantil erschienen, verspürte sie nicht das geringste Bedürfnis danach. Keine Freunde finden konnte sie auch in der eigenen Jahrgangsstufe.

Die Pausen verbrachte sie auf dem Raucherhof, wo sie mit kunsthandwerklicher Präzision im Stehen Zigaretten drehte. Sie hielt sich am Rand einer immer gleichen Gruppe von Schülern verschiedener Klassen auf, stand einen halben Schritt außerhalb des Kreises, achtete darauf, dass sie von breit geplusterten Daunenjacken den Blicken des Aufsichtspersonals entzogen wurde, und hörte den Gesprächen zu. Jedes Mal, wenn sie an der Zigarette zog, schielte sie unter gesenkten Lidern auf die papierfressende Glut. Meist trug sie zu ihrer ausgewaschenen Jeans, deren fransig getretene Hosenbeine hinter den Fersen übers Pflaster schleiften, eine Jacke gleichen Materials, jedoch von dunklerem Farbton, was einem ästhetischen Verbrechen gleichkam. Kopf und Brüste, die ein Stück zu groß waren für Adas stabilen, aber kleingewachsenen Körper, hatten ihr, gemeinsam mit der Tatsache, dass sie selten sprach, den Spitznamen ›Marionette‹ eingetragen. Kaum jemand kannte ihren richtigen Namen, aber jeder wusste, dass sie Höfi mit wenigen Worten in die Schranken gewiesen hatte. Man ließ sie in Ruhe. Gelegentlich mischte sie sich grob ins Gespräch. Was für eine Rolle spielt es, ob Amelie das gewollt hat. Wenn wirklich jemand den Fahrradkeller für eine Party bräuchte, würde er ihn bekommen. Selbstverständlich wird Schröder wiedergewählt.

Die schießt auf alles. Knapper ließ sich die Persönlichkeit der Neuen nicht in Worte fassen. Anerkennung schwang in dieser Wendung mit und wenig Sympathie. Man wusste nicht recht. Die Prinzessinnen aller Stufen hielten sich von ihr fern und sortierten sich auf dem Raucherhof so lange um, bis keine von ihnen Ada im Rücken hatte. Genau wie auf ihrer alten Schule stand Ada umgeben von einem Haufen Leute, die sie nicht das Geringste angingen, und spürte genau, dass alles beim Alten geblieben war. Es war albern gewesen, etwas anderes zu erwarten.

Denken heißt Beschreiten. Ernst-Bloch und das Prinzip Hoffnung

Bald nach Adas Neuanfang fand auf Ernst-Bloch die Hundertjahrfeier statt. In der hochgewölbten Aula trafen sich fast tausend Personen, Schüler, Lehrer, Internatspersonal, Schulträger, Ehemalige und Mitglieder des Fördervereins. Das Licht von der gewaltigen Glasrosette über dem Eingangsportal stand schräg zwischen den katedralen Mauern, fleckte Rücken und Schultern mit bunten Reflexen und umgab die Versammlung mit einer Aura von Andacht und Abendmahl. Man saß hüstelnd beieinander wie die Gemeinde im Gottesdienst. Der Namensgeber der Schule hatte einmal geäußert: Die Fälschung unterscheidet sich vom Original dadurch, dass sie echter wirkt.

Ein bisschen Unterstufe strich im Quartett, der Schulchor jazzte ein beherztes Geburtstagslied, zwei Schüler der dreizehnten Klasse spielten Beckett in freier Interpretation. Danach wurde dem dienstjüngsten Lehrer die Ehre zuteil, die Festtagsrede halten zu müssen. Groß und schlank kam er nach vorn aufs Podest, in feines Anzugschwarz gehüllt wie ein Konfirmand. Er zog den Kopf ein, um hinter dem Rednerpult nicht ganz so hünenhaft zu wirken, lächelte den Schülern zu, die umzingelt von Lehrern auf den mittleren Stuhlreihen saßen wie Schafe zwischen Schäferhunden, und strich sich mit beiden Händen die Haare aus dem Gesicht.

Ada saß in den unbeliebten vorderen Reihen, die immer als letzte von Nachzüglern und Außenseitern besetzt wurden, tuschelte mit niemandem und sah steil von unten zum Redner hinauf. In ihm erkannte sie einen der ersten Menschen, die ihr auf den Fluren von Ernst-Bloch begegnet waren. Noch vor den Sommerferien, unmittelbar nach ihrem Vorstellungsgespräch im Direktorenzimmer, war dieser Mann ihr in Begleitung von Höfi auf der Plexiglasbrücke entgegengekommen, die Altbau und Neubau miteinander verband und von den Schülern ›Lufttunnel‹ genannt wurde. Ihre Mutter hatte mit ihm zu schäkern versucht, und Ada hatte sich dafür geschämt. Sie erinnerte sich daran, wie er sich vorgestellt hatte: Smutek, Deutsch und Sport. Er sprach mit einem leichten Akzent, den sie nicht zuordnen konnte.

Seine Rede war in Hexametern verfasst und raffte hundert Jahre Schulgeschichte in zwanzig Minuten zusammen. Die Sprösslinge der Gründer-Familie, Enkel und Urenkel des alten Wolfram Gründer, saßen in erster Reihe und trugen das Lächeln stolzer Eltern zur Schau. Sie entstammten einer Industriellenfamilie, die mit der Zuckerherstellung ein so großes Vermögen angehäuft hatte, dass sich der alte Wolfram im Jahr 1902 einen Kinderwunsch erfüllen und eine Schule gründen konnte, auf die er selbst gern gegangen

wäre. Smutek dankte dem lang verstorbenen Übertater für diese Idee, nannte die Nachfahren ›Zuckerpüppchen‹, weil es ins Versmaß passte, und erntete anhaltendes Gelächter aus den hinteren Reihen.

Nachdem einige ehemalige Schüler zu Nazizeit für zweifelhaften Ruhm gesorgt hatten, erfolgte einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg die Umbenennung des Gründer-Gymnasiums. Der neue Namensgeber, hieß es, sei beim Festakt unter dem Motto ›Denken heißt Überschreiten‹ persönlich zugegen gewesen, wofür es allerdings keine Belege gab. Ernst-Bloch erhielt die staatliche Anerkennung, verblieb aber in privater Trägerschaft. Die Erbfolge der Gründer-Dynastie war bislang ungebrochen. Der amtierende Urenkel war ein spätes Kind, erst sechsundvierzig Jahre alt und nach Meinung der meisten Beteiligten zu jung für jede Art von Entscheidung. Seit er im Amt war, wurde von der ›Gründerzeit‹ mit nostalgischer Wehmut wie von etwas lang Vergangenen gesprochen.

Die folgenden Strophen waren dem scheidenden Direktor Singsaal gewidmet. Wie viele junge Lehrer verdankte Smutek ihm seine Einstellung. Mit Liebe und Hochachtung sprach er von Singsaals enormen Segelohren, mit deren Hilfe dieser stets über den Dingen zu schweben schien. Einige ältere Schüler klatschten spontane Ovationen, Singsaal lächelte gerührt, am Westrand der Aula wurde im Lager des neuen Direktors hartnäckig geschwiegen. Der neue Direktor hieß Teuter, war ein Studienfreund des jungen Gründers, klein wie ein Jockey und mit der Stimme von Kermit dem Frosch gesegnet. Seit seiner Wahl zum Direktor zogen sich tiefe Schützengräben durchs Lehrerzimmer. Hinter Teuter stand eine Fraktion von Pädagogen, die Singsaal nett fand, seinen Führungsstil aber zu lasch. Man brauchte nur die Zeitungen aufzuschlagen, um zu wissen, dass auf deutschen Schulen geraubt, erpresst, vergewaltigt und gefoltert wurde. Teuters Freunde wollten den Abnutzungserscheinungen am Wall zwischen Alltagsverhalten und Kriminalität entgegenwirken. Einen Schüler ernst nehmen, bedeutete auch, nicht blindlings an die Unschuld im Kinde zu glauben. Zwischenmenschliche Beziehungen lebten nun einmal von ihrem normativen Charakter – das klang vielleicht nicht hübsch, entsprach aber der Wahrheit, und daran würde niemand, vor allem nicht Leute wie Smutek oder Singsaal, etwas ändern können. Ada hatte Teuter auf den ersten Blick nicht ausstehen können. Er sah aus wie einer, der die Welt hasste, um sich selbst lieben zu können, und Ada hielt großen Hass ebenso wie starke Liebe für ein Zeichen von Dummheit.

Auf dem Weg vom und zum Rednerpult begegneten sich die beiden Männer und gaben einander die Hand. Dabei befand sich Smuteks Krawattennadel auf Teuters Augenhöhe: Ein goldfarben lackiertes Stück Blech mit Motto und Emblem der Schule. Denken heißt Überschreiten.

Die Zeit des Überschreitens, so Teuter auf dem Podium, sei in gewisser Weise inzwischen vorbei. Selbstverständlich habe jeder intelligente Mensch die Grenzen seiner Verstandeskraft immer wieder neu auszuloten und wenn möglich zu übertreffen. Überhaupt sei ›Übertreffen‹ das begrüßenswerte Dogma einer leistungswilligen Gemeinschaft.

Innerhalb eines freiheitlichen und menschenwürdigen Staatswesens komme dem Begriff des Überschreitens jedoch eine veränderte Bedeutung zu. Eigentlich eine negative Bedeutung. Glücklicherweise! Denn könne es etwas Schöneres geben als das Leben in einem Staat, den man lieben und achten darf, anstatt ihn bekämpfen zu müssen? Solange Regeln wünschenswert sind, ist ihre Überschreitung unerwünscht. Teuter bevorzugte deshalb die Wendung ›Beschreiten‹, die er als zeitgemäß angepasste Deutung von ›Überschreiten‹ verstanden wissen wollte. Denken heißt Beschreiten. Nicht zu verwechseln mit ›Bestreiten‹.

»Denken heißt zwar auch Bestreiten«, sagte er hinterm Rednerpult, »ja nee, aber nicht im Unterricht!«

Im Westflügel der Aula wurde gelacht.

Auch Adas Mutter hatte gelacht, als Teuter während des Vorstellungsgesprächs denselben Vortrag mit demselben schwächtigen Witz abschloss. Geistreich!, hatte sie gerufen, das ist sehr geistreich!, und Ada war es nicht einmal gelungen, ihr deshalb böse zu sein. Aufrecht wie am Marterpfahl hatte die Mutter auf dem Besucherstuhl neben Teuters Bürotisch gesessen und ihre schwarz gefärbte Kleopatrafrisur alle zwei Minuten mit den Fingern glatt gestrichen. Ihr rechter Fuß schwebte am übergeschlagenen Bein in der Luft und zuckte im schnellen Takt der Herzschläge. Ada wusste, dass sie lieber geweint hätte als gelacht – geweint vor Erleichterung darüber, dass Teuter die Verbrechen ihrer Tochter mit der klinischen Nüchternheit eines Mannes behandelte, der Schlimmeres gewohnt ist. Die Froschstimme zog sich Gummihandschuhe über und implantierte Adas Untat in einen abstrakt-soziologischen Kontext, in dem sie gut aufgehoben war, beinahe schon einen Sinn ergab und vor allem nicht wieder vorkommen würde. Mit dem professionellen Optimismus eines Arztes redete Teuter von der Herrlichkeit des demokratischen Systems, in dem sie alle lebten und an das es junge Menschen zu gewöhnen galt wie Tiere an die Bedingungen eines kleinen, bequemen Naturreservats. Warum es in letzter Zeit vermehrt zu Ausschreitungen der zahmen Reservatsgäste gegen ihre Wärter oder Artgenossen gekommen war, wusste Teuter nicht zu sagen und wollte auch nicht viel davon sprechen, solange Ernst-Bloch von solchen Schrecknissen verschont blieb. Singsaal, der vor den Sommerferien offiziell noch im Amt gewesen war, hatte dabeigesessen, gutmütig gelächelt und Ada nach ihren Lieblingsfächern gefragt. Die Mutter suchte unablässig Teuters Blick, da dieser, soviel sie verstanden hatte, der Mann der künftigen Stunde war. Als er begann, Adas Schulwissen zu testen und diese nicht aufhörte, ihm mit glasigem Blick zwischen die Augenbrauen zu starren und mit langsamer Stimme wie zu einem Geisteskranken zu sprechen, hätte die Mutter ihr mit dem Hackenschuh vors Schienbein getreten, wenn Singsaals Gründerzeitschreibtisch nicht längst einer neuen Stahl- und Glaskonstruktion gewichen wäre, die keinerlei Sichtschutz bot. Die Mutter senkte den Blick auf den Boden, wo Computerkabel sich unter dem Tisch in einem Schlangennest ringelten.

In gleichgültigem Tonfall beantwortete Ada eine Frage nach der anderen, ohne sich den geringsten Fehler zu erlauben. Mit jeder neuen Antwort wuchs Teuters Missmut. Er war stolz auf seine Allgemeinbildung und brachte die Mutter mit herrischer Handbewegung zum Schweigen, als sie entschuldigend einwarf, Ada habe schon immer in allen Fächern die besten Noten erhalten. Singsaal machte ein bekümmertes Gesicht. Erst als Teuter von Naturwissenschaften und Literatur zur Religionskunde überging und Ada angab, die Bibel nie gelesen zu haben und deshalb keine Aussage darüber treffen zu können, was David und Goliath mit den gegenwärtigen internationalen Konfliktstrukturen zu tun hatten, atmeten alle gemeinsam auf. Die Mutter wusste, dass Ada seit ihrer Kindheit damit beschäftigt war, sämtliche Bücher im gemeinsamen Haushalt zu lesen. Es gab drei große Regale, die drei verschiedenen Personen gehörten: das erste Adas verstorbenem Vater, das zweite dem Stiefvater, der die Familie vor zwei Jahren verlassen hatte, und das dritte der Mutter selbst. Die Bibel stand im ersten Regal unten rechts. Ada hatte sie genauso gelesen wie den Rest.

Teuter beendete das Gespräch mit einem milden Kurzvortrag über die Fortgeltung der Bibel als Fundus westeuropäischen Kulturmaterials, über ihre Bedeutsamkeit für jeden philosophischen, ja, selbst atheistisch begründeten Diskurs, der sich doch immer nur über eine Negierung der Gottesfunktion etablieren könne, wechselte daraufhin einen kurzen Blick mit Singsaal und hieß Ada herzlich auf Ernst-Bloch willkommen. Das Prinzip Hoffnung, schloss er, gelte auf dieser Schule mehr als an jedem anderen Ort.

Im Lufttunnel waren sie Smutek und Höfi begegnet. Der Erste trug kurze Hosen, Laufschuhe und einen Salzrand getrockneten Schweißes über der Oberlippe, der Zweite ging gebückt mit auf dem Rücken verschränkten Händen und verschwand fast in seinem olivgrünen Cordanzug. Neue Schülerin?, hatte Smutek gefragt, woraufhin die Mutter kokett zur Decke sah: Mein lieber Herr, so jung bin ich nun auch nicht mehr. Sie lachten gezwungen, schüttelten Hände, Smutek, Deutsch und Sport, und setzten ihre verschiedenen Wege fort.

»Ja nee, das Prinzip Hoffnung«, sprach Teuter ins Mikrofon, »gilt heute wie vor hundert Jahren auf dieser Schule mehr als an jedem anderen Ort.«

Der Applaus spülte ihn zurück auf seinen Platz, wie die Flut ein Schiff in den Hafen trägt. Weil er genau vor Ada saß, trafen sich ihre Blicke versehentlich. Am Abend des Tages machte Ada eine der seltenen Eintragungen in ihr Tagebuch, das ›An Selma‹ hieß:

»Kein Philosoph würde ein dickes Buch schreiben, wenn er im Vornherein wüsste, auf welche Weise er später zitiert werden wird. Als man dem Menschen verbot, in die Zukunft zu blicken, hatte man nur sein Bestes im Sinn. Da ich durch die Gegenwart nach vorne sehen kann wie durch ein feines Moskitonetz, werde ich mein Leben lang nichts von Bedeutung tun.«